

Leseprobe aus:

Dirk Laucke

Mit sozialistischem Grusz



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

DIRK LAUCKE
Mit
sozialistischen
Grusz!

ROMAN

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

ORIGINALAUSGABE

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildung Picture-Alliance/dpa; cg textures

Satz aus der Galliard, InDesign, bei

Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 26925 7

WENN SIE'S WIRKLICH WISSEN WOLLEN, ich habe keine Ahnung, ob es mit dem ersten Brief anfang. Warum mein Vater ihn schrieb, weiß ich auch nicht. Vielleicht wäre es ja cleverer, ich würde gleich zu Beginn weit ausholen und Ihnen meine halbe Lebensgeschichte runterbeten, dass ich mit fünf den gefürchtetsten Schläger meines Kindergartens k. o. gelegt hab, dass ich meinen Ex-Kumpel Ralf, der dabei war, schon ewig kenne und dass uns meine Mutter vor ein paar Jahren in einem roten Polo verlassen hatte, da war mein Vater allerdings längst schon arbeitssuchend, wie sie es auf dem Amt nennen. Wahrscheinlich sollte ich sowieso besser bei ihm ansetzen, wo er geboren wurde, wie er aufwuchs, seine Jugend, sein Job im Waggonbau, die Wende, das ganze Tralala. Aber ehrlich gesagt, hatte ich nicht vor, so lange in der Vergangenheit von einem von uns herumzubohren, bis ich mir einen Ehrentitel in tiefenpsychologischem Palaver verdient hab. Nennen Sie es einen gelungenen Anfang oder nicht, hier kommt er einfach, Brief Nummer eins:

Sehr geehrte Frau Honecker!

Bevor Sie lange überlegen, wir kennen uns nicht. Zwar hatte ich die Ehre, Ihnen anläss-

lich der Spartakiade '75 einen Strauß rote Nelken in die Hand zu drücken, aber da dran werden Sie sich sicherlich nicht zurückerinnern - bei so vielen Sträußen rote Nelken, die Sie im Laufe Ihrer Tätigkeit als Thälmann-Pionier-Vorsitzende und spätere Ministerin für Volksbildung in Empfang nehmen durften, wen wundert es!! Und bevor Sie lange bezweifeln, in welcher Absicht ich Ihnen diesen Brief verfasse, möchte ich meine Versicherung aussprechen (Doppelpunkt) nur in den denkbar positivsten! Denn auch an Ihre Rede, die Sie anlässlich einer kleineren Kreis-Sportveranstaltung hier in der Region hielten, wo ich die Gelegenheit hatte, Sie zum zweiten mal 'live' zu sehen -denke ich noch gerne zurück! (In letzter Zeit öfters.) Es ging darin darum, gemeinsam an einem Strang zu ziehen, um dem Einzelnen beförderlich zu sein, um ihn an sein Äusserstes an sportlicher und auch sonstiger Leistung zu bringen. Vor allem das Sonstige ist Anlass meines Schreibens. Ich mache mir Sorgen um meinen Sohn. Der allgemeine Zustand unserer heutigen Jugend scheinen mir von Egoismus und/oder Richtungslosigkeit geprägt. Im speziellen Fall von meinem ~~XX~~Sohn erscheint mir die Sachlage noch verschärfter. Ich würde sagen, die Richtungslosigkeit ist in Langeweile umgeschlagen, die Langeweile in völliges Abhandengekommensein von Sinn!,

sodas z ich nicht mal nur um seine allgemeinen Optionen im Leben fürchte (Aufnahme einer Tätigkeit, Ausbildung ~~NEWXXXXX~~, sondern um sein Leben selber. Frau Honnecker, ich hatte seit frühester Jugend das Glück, eine vernünftige und sinnvoll gefüllte Ausbiuldung zu genießen, ging vor allem auf im Sport (Ringen), wo ich einige Erfolge aufweisen konnte (aber ~~XXXXXX~~ aus einer Karriere als Profi wurde dann nichts). Ich wünsche mir ein paar erhellende Worte von Ihrer Seite.

Was raten Sie einem Vater wie mir?

Mit sozialistischem Grus z!

Ihr Hermann F. Odetski

P.S. Sollte es Sie einmal in die Region Bitterfeld verschlagen, sehen Sie sich jederzeit als Gast von mir und meinem Sohn bei Kaffee und Kuchen herzlichst willkommen! (Marmelade aus dem nahenZörbig ist immer noch die Wucht!)

Er hatte ihn auf seiner alten Erika getippt. Von einem Tag auf den nächsten holte er das schwere, klappernde Gerät aus dem Keller. Mit Daumenknäpeln konnte er es nicht aus seiner Verpackung lösen, also setzte er seine ganze Kraft ein, um die eng mit Klebeband verschürte Plastikfolie auseinanderzureißen. Dabei machte er ein Geräusch, als würde er eine Waschmaschine absetzen, die er alleine von der Straße ins 3. OG geschleppt hatte. Er pustete den Staub ab,

holte sich Nähmaschinenöl aus der Kammer, kramte im Bastelfach der Anbauwand, in dem die Jagdflieger des Kalten Krieges brachlagen, nach einem Pinsel zum Entstauben und machte sich daran, die Schreibmaschine wieder flottzukriegen. Allein dafür brauchte er zwei Stunden. Das Schreiben nahm die ganze Nacht in Anspruch. Bis zum Morgengrauen hörte ich ihn am Wohnzimmertisch den Fortgang der Sätze vor sich hin murmeln, während sein Zeigefinger wie ein Raubvogel auf der Suche nach Beute über den Tasten gekreist haben muss. Ansonsten fluchte er viel, inbrünstig und wortschatzmäßig weit einfallsreicher, als der Brief es vermuten lässt: «Verdammte Pest!», sagte er beispielsweise, «Kacktasten!», «Du kriegst die Matzeln!» und «Ich geh kaputt!». Weiter brauche ich das ja hier nicht auszumalen. Ich nehme an, die schlimmsten Sorgen bereitete ihm der abgebrochene Anschlag der ß-Taste, auf der sich auch der Doppelpunkt befand. Ungeübt war er auch. Ich kann mich nicht entsinnen, ihn jemals an meinem Rechner gesehen zu haben. Und so fieberte ich fast ein bisschen mit, wenn er, «Ich werd noch zum Schwein!» schreiend, das nächste Blatt aus der Maschine zerrte, es mit seinen Ringerfäusten zusammenknüllte und in Richtung Topfpflanze pfefferte, die am nächsten Morgen ein bisschen wie ein Weihnachtsbaum aussah, geschmückt mit Kugeln und Lametta aus Papier. Schimpfend spannte er eine neue Seite ein und tippte weiter. Was heißt tippen? Rattatat, ratta, ratta, rattatatatatat: Bei offenem Fenster (es war Sommer) nahm er die Nachbarschaft die ganze Nacht lang unter Beschuss.

Wie schon gesagt, er wurde erst am nächsten Morgen fertig, kam in mein Zimmer und bat mich, den Brief ab-

zuschicken. In der einen Hand hielt er den zugeklebten Umschlag, in der anderen dampfte der Instantkaffee aus seiner Tasse mit dem blauen Zwiebelmuster. Ich simulierte Schlaftrunkenheit, setzte mich stöhnend auf, tat, als würde ich einen ernsthaft verstörten Blick auf die Uhr werfen, und beugte mich blinzeln vor, um den Namen zu entziffern, den er per Hand in die Mitte des Kuverts geschrieben hatte. Kinderschrift, nur der Name, darunter blieb Platz für die Adresse. Ich wartete auf ein paar erklärende Bemerkungen, warum, wieso, weshalb, was sollte das Ganze, aber wenn ich die erhalten hätte, könnte ich uns die vielen Worte hier ersparen, und so legte ich mich desinteressiert zurück und sagte:

«Die ist doch in Bolivien oder so.»

«Chile», korrigierte er und fügte hinzu, für was ich Internet hätte. *Für was*. Er legte den Brief auf mein Kopfkissen und zögerte eine Sekunde, ihn auch loszulassen. Schließlich schien er sich ein Herz zu fassen und Abschied von seinem Werk zu nehmen, tippte behutsam mit den Fingerspitzen darauf und schlurfte, flapp, flapp, flapp, in seinen Badelatschen zurück ins Wohnzimmer. Das Sterni ploppte, im Fernsehen lief eine Doku über Muhammad Ali. Es war kurz vor halb acht.

Pro forma oder nicht, ich ging möglichst geräuschvoll zum Rechner und fütterte die Suchmaschine mit den Worten: margot honecker chile address. Enter. Doch schon im nächsten Moment, beim Anblick von tausendirgendwas Einträgen, hielt ich inne: Was sollte das? Woher kam dieser Einfall, sein plötzlicher Anfall von Aktivität? Mir war nicht bewusst, dass er eine besondere Beziehung zu irgendwem,

meiner Mutter und mir ausgenommen, gehabt haben könnte – warum dann zu einer Frau, deren Bild mir, na ja, mir nicht gerade, aber sehr wahrscheinlich der Generation nach mir nur aus Geschichtsbüchern bekannt war? War in letzter Zeit vielleicht etwas vorgefallen? Nein. Hatte ich eine Störung im Betriebsablauf verpasst? (Blöde Frage: Wüsste ich es, hätte ich sie ja nicht verpasst.) Soweit ich mich erinnern konnte, war da nichts, war alles, wie es, seit Mama fort, wie es seit Jahren war, tagein und tagaus. Nichts war geschehen, nichts, gar nichts. Ich machte meinen Kram, er machte seinen Kram: einkaufen, essen, schlafen, irgendwas im Fernsehen. Sonst nichts. Ich warf einen Blick nach draußen, um sicherzugehen (oder um mich abzulenken), und siehe da: Vor dem Fenster dümpelte dasselbe alte Rinnsal aus Alltäglichkeiten vor sich hin, den es seit Erschaffung dieser Welt gegeben hatte. Herr Seifert folgte seinem Cäsarhund an der dünnen roten Leine vom Baum zur Hecke und beobachtete mehr besorgt als gewissenhaft das Geschäft des kleinen weißen Kläffers, der dümmlich dreinblickend und am ganzen Leib zitternd ein schwarzes Würstlein auf die Rabatten presste. Sein Herrchen überschüttete das artige Wauzi mit Lob und zog ein Papiertaschentuch aus seiner mausgrauen Windjacke, um ihm die Rosette zu putzen. Der Hund nieste, zwinkerte zwischen rotzgelben Strähnen hervor und scharrte mit ein paar zeitlupenmäßigen Kratzern der Hinterbeine in die dem Kötel entgegengesetzte, falsche Richtung. Dann trotteten sie weiter, keinen Blick nach links oder nach rechts verschwendend; warum auch, sonst regten sich in Herrn Seifert noch unangenehme Gefühle beim Anblick des heruntergekommenen Hauses, der verrammelten

Eingangstür und der zugemauerten Fenster im Erdgeschoss, der brüllenden Leere in den oberen Etagen. Vor demselben Haus hatte sich dasselbe Ritual schon Hunderte, Tausende Male abgespielt, bei dem ersten Vogeltschiepen und blühenden Krokussen auf dem kleinen Beet im Frühling, bei sengender Sommerhitze, stürmischen Winden samt vorbeiwirbelndem Herbstlaub und in grauem Schneematsch – Herr Seifert trottete mit seinem Cäsarhund vorbei, mit dem aktuellen und mit den beiden Cäsarhunden vor dem jetzigen und dem kleinen Pekinesen vor Cäsar I bis III (ich nehme an, er war einem schlechten Züchter verfallen – sie starben wie die Fliegen). Schon von klein auf hatte ich Herrn Seifert mit seinen Hunden an unserem Haus vorüberschleichen sehen, einer gebückter und ängstlicher als der andere. Ich wettete mit mir selbst, an welcher der in Frage kommenden Stellen der jeweilige Hund an diesem oder jenem Tag sein Geschäft verrichten würde – meistens lag ich richtig. Mir fiel ein, dass er damals gewohnheitsmäßig stehen blieb und ein Schwätzchen mit der Frau von gegenüber hielt – ich komme nicht auf ihren Namen. In Kittelschürze und mit nackten, fleischigen Oberarmen lehnte sie im Erdgeschoss auf dem Sims und wechselte ein paar Worte mit ihm: Das Wetter wird schlechter, der Friedhof wird teurer, der Konsum genauso, ach?, der Konsum heißt Penny, der Penny heißt Netto, der Netto soll dichtmachen ... Und Herr Seifert rief immer, wenn er meinte, Zeit wär's, na dann!, seinen asthmatisch japsenden Cäsar I oder II herbei und die Nylonleine rastete ein, ratterratsch. Nun war die Eingangstür schon seit ein paar Jahren mit wuchtigen Stahlplatten verriegelt.

Was sollte es, das Leben funktioniert nicht ohne großes Vergessen. Ich klemmte den Brief zwischen die Seiten eines Buches. Gorkis Mutter, falls Sie das interessiert. Orangenes Leinen. Das geprägte Fenster mit dem Namen des Verfassers und dem Titel darin verliehen dem Band das Aussehen eines Klassikers: Allein wegen der optischen Wirkung, die er in meinem Regal neben all den bunten Paperbacks und DVDs und angestaubten Videokassetten erzielte, hatte ich ihn mir vor ein paar Jahren aus dem Karton geangelt, der vor der Schulbibliothek stand. Ich schob das Buch zurück ins Regal.

Im Wohnzimmer lag mein Vater vor dem Fernseher, die nackten Füße auf der Ottomane. Er starrte gebannt auf das laufende Programm: Muhammad Ali hatte für seinen Kampf gegen Foreman in Zaire fünf Millionen Dollar eingestrichen. Der Sprecher sagte was über die Flügel des Schmetterlings. An den Türrahmen gelehnt, hörte ich ein paar Minuten zu, dann hob ich die Hand, er hob die Hand: «Adresse gefunden?»

«Hm.» Und draußen war ich.

Es gab Schlimmeres als diesen Brief.

ICH WEISS JA NICHT, wie es bei Ihnen ist, aber an dem Ort und zu der Zeit, als die ganze Sache passiert ist, nämlich in Bitterfeld im Jahr 2002 (nein, weder das eine noch das andere können wir jetzt noch ändern), gehörten leergefegte Straßen zum Sonntag wie Mehlschwitze zum Schweineschnitzel. Ganze Straßenzüge gähnten nur so vor sich hin, so dermaßen viele Wohnhäuser und sonstige Gebäude, Schulen, Kindergärten, alte Werkstätten, Garagen, kleine

Fabriken dämmerten ungenutzt und verlassen ihrem endgültigen Schicksal entgegen (wie auch immer das aussah), sodass sich diese Geschichte hier vermutlich nicht in einer Stadt, sondern in einer Art Ballung von kleineren Ortschaften zugetragen hätte, wären die Abrissbagger nur effizient genug eingesetzt worden. Aber wie's so ist, können sich die Menschen schwer von Tradiertem trennen. Und so hielt der Umstand, dass das Leben hier einem langfristigen Aufenthalt in einem Vanitas-Stilleben glich, niemanden, auch die Jüngeren nicht, davon ab, eines der leerstehenden Geschäfte weiterhin die Tierhandlung zu nennen, und auch der ehemalige Kulturpalast und das Elektrochemische Kombinat Bitterfeld (also EKB, das Schicksal erläutere ich jetzt nicht, sonst stecken Sie mich noch mit denen hier in eine Kiste) behielten ihre Namen. Wozu auch noch die Wörter kaputt hauen? Damit hinterher rauskommt: Nach dem schwarzen kaputten Haus rechts ab und weiter bis zur braunen Ruine? Was soll's, ich laßer mich fest.

Wie Sie sich inzwischen also denken können, blieb mir in der Regel nicht viel zu tun, erst recht nicht, wenn ich bestimmten Leuten nicht über den Weg laufen wollte. Also machte ich mich auf die Strümpfe zum vollständig intakten Asia-Döner (heißt so), um mich mit zwei Bier zu versorgen und damit ins Grüne abzusetzen, wovon wir ja mittlerweile viel haben, Grünes meine ich, also Natur. Vor ein paar Jahren war der Laden noch zentraler Anlaufpunkt von uns Schülern in der zweiten großen Pause, einer sogenannten *Hofpause*, gewesen, aber die Sitte ging ein und überstand meine Generation nicht. In der Regel wurde der Asia-Döner daher von niemandem frequentiert, mit dem ich irgendwie zu tun

hatte, erst recht nicht am Sonntagvormittag, wo vielleicht ein paar Spritties zu erwarten waren, vielleicht ein Kind, das drei Mal Mittagsmenü, gebratene Nudeln (3,50, mit Hähnchenzeugs 4,50), fürs Familienessen ranschaffte. Die Bedienung war eine kleine Vietnamesin, die ihren Akzent nicht loswurde, zum Glück aber keinem ihrer Kunden auch nur ein einziges klischiertes asiatisches Lächeln schenkte. Vor ihr standen zwei Woks, einer mit gelbem Hähnchen, einer mit gelben Bratnudeln. Einen Dönerspieß hatte sie nicht, aber etwas, das sich Dönerpfanne nannte, graues Fleisch – ab in die Mikrowelle. Man konnte es auch mit den Asianudeln kombinieren, was eine Zeitlang der Renner war, vor allem bei uns Schülern.

Dingdong machte die sensorische Türklingel, ich schlängelte mich an den beiden Plastiktischen mit Plastikblumen vorbei. In der Ecke über mir lief der Fernseher, aufdringliche Sportkanalwerbung, hinter mir gab der Spielautomat seine üblichen piependen Foltergeräusche von sich, und ich griff in den Kühlschrank nach zwei Hülsen (ugs. für Bierflaschen) von den besser temperierten hinteren Plätzen. Nachdem mir die vietnamesische Frau, als wäre ich geistig nicht ganz auf der Höhe oder litte an einem heftigen Seh-schaden, das Wechselgeld Münze für Münze in die Hand gezählt und ich die Flaschen in meinem Rucksack verstaute hatte, fiel mein Blick auf den Spielautomaten. War das wirklich mein alter Kumpel Ralf (besser: Ex-Kumpel), der dort auf dem Hocker kauerte und apathisch an den Knöpfen herumdrückte? Ich versuchte, auf dem schnellsten Weg nach draußen zu gelangen, ehe er mich bemerkte. Aber wie's so ist im Leben:

«Philliip!»

Erstens kommt es anders, und zweitens spare ich mir.

«Was ist los? Wo willst du hin?»

Ralf klang, als hätten wir uns eben erst verabschiedet, dabei lag unsere letzte Zufallsbegegnung auch schon ein paar Monate zurück. Er sah schlimm aus. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ralf und ich kennen uns schon ewig – das habe ich ja während meines missglückten Anfangs neben-satzmäßig erwähnt. Und er sah schon lange blass und ungesund aus, aber sein Anblick vor dem fiependen Spieleding im Asia-Döner toppte alles, was ich bisher von ihm kannte: Ralfs Wangen waren eingefallen wie bei einem von diesen zahnlosen, spindeldürren Typen, die sich mit großen Einkaufstüten auf eine Bank am Bahnhof setzen, eine Flasche Korn hervorzaubern und in einen halbleeren Jumbopack Multivitaminsaft schütten. Früher mochten seine Augen schon glasig und rot gewesen sein, aber sie hatten dabei immer etwas, wie soll ich sagen, Tiefenentspanntes; nun waren sie klein und stechend, fiebrig und gehetzt.

«Wie geht's denn so?», hörte ich mich sagen.

«Soll sein? Und bei dir?»

«Du weißt nicht zufällig, wo die Honecker wohnt?»

Er zuckte die Schultern: «Nicaragua?»

Seine Marlboro-Schachtel auf dem Tisch war voll mit Selbstgestopften. Er bot mir eine an. Ich schüttelte den Kopf. Wir schwiegen ein paar Augenblicke zu lang.

«Sind bald Wahlen, was?», eröffnete Ralf ziellos das Gespräch.

«Schon gehört.»

«Schon gehört, dass André mich angequatscht hat?»

«Was?»

«André Hellinger, läuft rum und ...»

«Hellinger?»

«Du weißt schon, der Typ, der Sebastian vermöbelt hat.»

Ich überlegte, welcher Typ Sebastian vermöbelt hatte. Sebastian war schon seit zwei Jahren nicht mehr da, er trieb sich in Berlin auf der Filmhochschule rum und kaute wahrscheinlich jedem, der ihm über den Weg lief, beide Ohren ab. Seit seiner Abschiedsparty hatte ich ihn nicht mehr gesehen.

«Jedenfalls, der hat mich angequatscht, André Hellinger, ob ich nicht für 'n Fünfer NPD wählen würde. Ich sag, du hast wohl im Lotto gewonnen, André? Da musst du ja ordentlich was hinlegen, wenn das was bringen soll.»

«Und», sagte ich. «Machste?»

«Kacken? Lange nichts von dir gehört, Phillip. Machst dich rar, was?»

Ich zuckte die Schultern, und mit einem Mal fiel es mir wie Schuppen von den Augen: «André Hellinger!», rief ich leise. Mit zwölf hatte der schon so ziemlich alles durch, was Frauen mit sich anstellen ließen, hieß es. Mit dreizehn hatte er einen definitiven Stammplatz in der Raucherecke, mit vierzehn ging er nach der Schule ein Bierchen zischen und mit sechzehn in den Bau, so in der Art jedenfalls.

«Genau der», schien Ralf meine Gedanken zu erraten. Zufrieden klemmte er seine Kippe in den orangenen Aschenbecher.

André Hellinger hatte Narben auf den Knöcheln. Wenn er mit seinen Jungs an der Tischtennisplatte abhing, zeigte er sie jedem, der danach fragte. Was erzähle ich da? Hellin-

ger breitete seine Hände auch ungefragt geradezu fachmännisch vor seinem Publikum aus wie heimgekehrte Urlauber Landkarten vor ihren Freunden und Verwandten; dann deutete er auf diese oder jene Stelle und erzählte, wem er es zu welcher Gelegenheit so dermaßen auf die Kauleiste gegeben hatte, dass diese Narbe als Erinnerung daran geblieben war.

«Der Hellinger ...», sagte ich, was selbst in meinen Ohren ein bisschen gewollt klang.

«Der Hellinger», gab Ralf nickend zur Antwort.

Wir beide nickten.

Ich warf einen Blick auf die Vietnamesin, die geschäftig im Wok herumschabte, als verstünde sie kein Wort. Vielleicht verstand sie keins.

«Und der ist Nazi?», fragte ich laut. Sie reagierte nicht.

Ralf zuckte mit den Achseln und fragte, wann ich denn mal wieder vorbeikäme.

Ich sagte: «Ich werd mal sehen.»

Ralf schlug die kommende Woche vor. Er hätte Zeit, was er mir nicht extra mitzuteilen brauchte. Ich sagte noch mal, man könne ja mal sehen. Dann wiederholte Ralf seine Geschichte mit André Hellinger, und dann wiederholte ich seine Geschichte mit André Hellinger, aber das war nicht wichtig. Wichtig war sowieso nicht, was geschah, denn es war so banal, dass eigentlich nicht der Rede wert; wichtig war, dass wir nicht darüber sprechen mussten, warum ich Ralf nicht mehr besuchte, dass wir der erbarmungslosen Zeit ein Schnippchen geschlagen hatten und dass die Gesichter derjenigen vor unseren Augen auftauchten, Sebastian und André Hellinger, die wir im Begriff waren zu vergessen.

Irgendetwas störte mich daran. Etwas an Ralfs erbar-

mungslos zur Schau getragener Freude, mich zu sehen, machte mich misstrauisch. Ehe ich mich aus der Tür verdrücken konnte, rückte er raus: ob ich ihm Geld leihen könnte. «Nur einen Zwanni.»

Ich sah in mein Portemonnaie, fand einen Fünfer, zögerte, ihn herauszuziehen, aber ich hatte ein bisschen was zur Seite gelegt für den Fall, dass ich noch mal nach Berlin fahren musste zur Aufnahmeprüfung an der Uni, und falls sie mich nähmen, musste ich irgendwo unterkommen und so weiter. Ich schob den Schein neben den Aschenbecher. «Wie in alten Zeiten», sagte er und legte sofort die Hand darauf. Ich verabschiedete mich und warf der Köchin eine Geste hin, dachte an Dien Bien Phu, wo die Vietnamesen wem eigentlich noch mal: den Franzosen, den Chinesen oder den Amerikanern?, den Arsch versohlt hatten. Sie nickte.

Vor der Tür rotzte ich auf den Gehsteig und setzte mich mit klimperndem Rucksack in Bewegung Richtung Kanal, wo ich diesen Sonntag, wie die meisten Sonntage, im verdorrten Ufergras sitzend, hinter mich zu bringen versuchte.

Manchmal hatte ich ein paar Ideen für einen Comic oder Film – wer weiß, woher ich die nahm? Ich schrieb sie dann in mein Heft; meistens schrieb ich aber nichts, weil ich meistens auch keine Ideen hatte.

Um es ehrlich zu sagen, ich nahm mir heute vor, einiges von dem Zeug zu vergessen, das seit der letzten Nacht passiert war. Zunächst machte ich mich daran, mir Ralfs Gesicht schönzutrinken. Wie hatte er nur so abrutschen können? Ich versuchte, mich an den Ralf zu erinnern, mit dem ich mich vor André Hellinger im Gebüsch des Kindergartens versteckte, wo wir Pläne schmiedeten, Hellinger das

schon damals gewalttätige Handwerk zu legen, ihn im Klo einzusperren oder so was. Einmal hatten wir angefangen, eine Grube auszuheben und sie mit Stöcken und Laub zu bedecken, damit Hellinger hineinträte und wir Freudentänze wie die Mammutjäger neben dem bezwungenen Giganten aufführen könnten. Daraus wurde nichts. Noch bevor sie tief genug gebuddelt war, dass gerade mal Hellingers Knie darin versunken wären, kam er vorbei und trat die Grube einfach wieder zu. Auf unseren Aufschrei und unsere empörten Beschwerden hin jagte er uns mit den übriggebliebenen Stöcken durch den Kindergarten. Aus den meisten unserer Pläne wurde nichts. Ralf hatte als Kind immer vom Wegfahren geträumt, Wegfahren in einem weißen Lada Niva (eine Art Jeep), in dem wir schlafen und essen würden. Jetzt schlief er in seiner Neubaubuchte, aß (falls er aß) offensichtlich doch wieder beim Asia-Döner und traf sich mit großer Wahrscheinlichkeit öfter mit André Hellinger, als er mir auf die Nase binden wollte.

Als Zweites dachte ich natürlich an meinen Vater. Und da kam ich, verflucht noch mal, nicht besonders weit. Ehrlich gesagt, fiel es mir schwer, kausalen Zusammenhängen zu folgen. Wahrscheinlich war ich es nicht mehr gewohnt, dass ich mein Hirn zu irgendetwas anstrengen musste. Vielleicht hatte ich auch keine Lust darauf. Und so träumte ich ein bisschen rum, folgte den Gedanken, die mir gerade in den Kopf kamen, ließ sie fallen, sobald ich den Faden verlor oder irgendein neuer hinzukam. Die Flaschen leerend, starrte ich auf den Kanal, rechnete die Kalorien zusammen, die beide Biere auf meinen Schwimmringen hinterlassen würden, das war schwer genug, zählte die vergeblichen

Würfe der Angler ein Stück stromaufwärts, dachte vielleicht mal kurz daran, dass ich früher mit ihm, also meinem Vater, gelegentlich auch angeln gewesen war. Ewigkeiten her. Ich fragte mich, warum er das nun nicht mehr tat, warum ich es nicht mehr tat, ob aus Mitleid mit den Tieren, speziell den Fischen, ob Fische trotz ihres Schweigens Schmerz und Leid empfanden, beantwortete mir die Frage mit einem klaren Was sonst? und fragte mich zugleich, worin bitte schön der Unterschied zwischen Schmerz und Leid liegen könnte, Dummbatz? Ich notierte: Sören K., weil ich nicht sicher war, wie man Kierkegaard schrieb (heute schlage ich nach), vergaß aber die Frage Gott sei Dank sofort. Dann wieder dachte ich ans Schwimmen und wie lange ich schon nicht mehr baden gewesen war und ob das allein an den Schwimmringen (siehe oben) lag, dachte daran, dass man ein Stück stromaufwärts den leergeräumten Tagebau der Goitzsche mit Wasser füllte, ein riesiges ehemaliges Waldgebiet, das in ein paar Jahren, vier, um penibel zu sein, voll Wasser stehen sollte, und malte mir schließlich aus, wie es wohl sein würde, eine Seenplatte hier vor der kargen, postindustriellen, lonesome Eastern-Movie-mäßigen Haustür zu haben, samt Bootsfahrern von überall her, die nicht einen Schritt an Land zu setzen wagten, weil ihnen die Anwohner nicht geheuer waren, und ich spann mir – das weiß ich lediglich, weil ich die Notizen noch habe – ein paar fiese kleine Dialoge zurecht, in denen sich die Bootsreisenden über die heimische Bevölkerung amüsierten (füge ich jetzt nicht bei, die Notizen – zu dämlich). So weit die Hirnlage.